Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 31 (1927-1928)
Heft: 14

Artikel: Die Tabakpfeife : eine heiter-ernste Geschichte aus dem Leben
Autor: Schnetzer, Rudolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-667622

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Kiste in den Sumpf gestürzt, und dabei ist es schon genug aufgeweicht worden. Nun liegt es in der Schüssel, und jeder nimmt sich eine Hand voll heraus. Der Polizist in Papallacta hat uns den gut gemeinten Rat gegeben, wir sollten „um Gottes willen" an der Cosangabrücke zuerst die Träger hinübergehen lassen, denn diese sei derart morsch, daß man keinen Augenblick sicher sei, wann sie zusammenstürze. Allein zu einem Gewissenskonflikt kommt es nicht, denn die Indianer erklären gleich beim Aufstehen, daß sie früher weg müßten, weil sie sich nicht über die Brücke zu gehen getrauten und trotz ihrer Lasten lieber einen zweistündigen Umweg bis zu einer günstigeren Übergangsstelle machen wollten. Da wir keine Lust haben, sie auf ihrem jedenfalls sehr halsbrecherischen Pfade zu begleiten, lassen wir sie ziehen und versprechen ihnen, an einer bestimmten Stelle, die mein Führer kennt, zu warten. Nachdem sie fort sind, brechen wir ebenfalls auf und betrachten uns den Übergang zunächst genauer. Die „Brücke" besteht aus zwei total verrosteten Drahtseilen, über die eine Reihe roh zugehauener Holzstücke gelegt sind. Da das Ufer auf unserer Seite wesentlich niedriger ist, erhebt sich hier ein großes Holzgerüst, zu dem hinauf früher offenbar eine Treppe geführt hat. Leider ist diese längst zerfallen, und es bleibt nichts anderes übrig, als an einem der Stützpfosten in die Höhe zu klettern. Dabei bemerken wir, daß auch diese völlig morsch und verfault sind. Immerhin scheinen die auf der linken Seite noch etwas besser erhalten, so daß wir gut tun werden, uns beim Übergange mehr auf diese Seite hin zu halten. Oben angekommen, läßt mir der Führer (natürlich nur aus reinsten Höflichkeitsgründen) den Vortritt. Gleich beim ersten Schritte gibt jedoch das verfaulte Holzstück, auf das ich trete, nach, und ich breche durch. Zum Glück vermag ich mich an dem Seile festzuhalten und gelange mit Hülfe meines Begleiters wieder nach oben. Nun erst sehe ich, daß auch viele der anderen Bretter ebenso verfault sind wie das erste. Am liebsten wären wir nun zum Lager zurückgekehrt, um den längst abmarschierten Trägern zu folgen. Allein nun stellt es sich heraus, daß mein Führer den Weg zu dem von ihnen benützten Übergange nicht kennt. So müssen wir wohl oder übel über die Brücke. Während mein Führer zurückbleibt und mit sichtlichem Interesse meinem Versuche folgt, schreite ich mit gespreizten Beinen, so daß jeder Fuß auf einem der unter den morschen Brettern liegenden Drahtseile steht, langsam vorwärts. Mit den Händen halte ich mich an den dünnen Drähten zu beiden Seiten, die die Stelle des Geländers versehen, und suche vor allem das Entstehen gefährlicher Schwankungen zu vermeiden. Obschon der Fluß kaum achtzig oder hundert Meter breit ist, scheint mir der Übergang fast endlos. In der Tiefe, gut zehn Meter unter mir, wälzt der Cosanga seine trüben Fluten. Da die Regenfälle das Erdreich gelockert haben, führt er eine Menge losgerissener Baumstämme mit sich, die sich an einzelnen Hindernissen stauen und wilde Strudel erzeugen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Tabakpfeife.

Eine heiter-ernste Geschichte aus dem Leben, von Rudolf Schnetzer.

Egons Tabakpfeife war nur ein kleines, klobiges und schwarzgebranntes Ding, aber sie trieb im Laufe der Jahre Egons bessere Hälfte, die Frau Anna, zur Verzweiflung. Sie war im Leben der Frau der große Stein des Anstoßes, an den sie innerhalb ihrer Dreizimmerwohnung sozusagen bei jeder Bewegung stieß, an dem sie sich müde und verzweifelt stieß. Denn es war eine verwünschte Pfeife, in der Frau Annas Ehe- und Lebensglück langsam verkohlte.

Seit dem Hochzeitstag hatte die Frau einen endlosen Kampf gegen diese Pfeife geführt. Jahre waren seither verflossen! Ein langer Kampf war es gewesen. Und die Pfeife war heute noch der stärkere Teil. Frau Anna verzweifelte, ihre Geduld war zu Staub zerrieben, ihr Kampfesmut zerbröckelte wie eine alte Mauer. Sie fühlte: die Tabakpfeife blieb Meister im Hause, sie selbst, die Hausfrau, würde gleichsam deren Magd werden, würde zu einem dienstbaren Geist dieses zerbissenen, übelriechenden Dinges erniedrigt. Es war eine verzauberte Pfeife, die sich nicht bändigen ließ. Hunde, Katzen, Kinder, Männer und Frauen, ja selbst ganz wilde Tiere, konnten erzogen werden, nur diese Pfeife ließ sich nicht bezwingen. Ihr konnte es nicht beigebracht werden, daß sie an einem bestimmten Plätzchen zu ruhen und nicht in der ganzen Wohnung herum zu vagabundieren habe. Dieser dunkelbraune Knirps war über-

all, bald auf dem grünen Plüschsofa, bald im Schlafzimmer auf dem Kopfkissen, bald auf einem Stuhl, einem Tisch, einem Sims, sogar im Kleiderschrank zwischen weißer Wäsche, gar nicht selten in der Küche zwischen den Gläsern, Tellern und Tassen; ja es kam vor, daß sie sich vertraulich an den Käse oder das Brot anlehnte, was Frau Anna jeweilen zu hellster Wut entflammte. Auch verirrte sie sich von Zeit zu Zeit in den Keller oder auf den Estrich, bald mußte man sie suchen wie den verlorenen Groschen, bald stellte sie sich der Hausfrau klotzig überall in den Weg. Nur auf dem Rauchtischchen in der Stube, wohin sie gehörte wie das Kind in die Wiege, war sie nie zu finden. Wenn Frau Anna zwanzig Kinder gehabt hätte, sie hätte kaum mehr Scherereien mit ihnen haben können, als mit dieser Pfeife. Denn diese hatte noch eine ungeheuerliche Untugend: sie war unreinlich! Was ist entsetzlicher als eine unreinliche Pfeife, als die Pfeife Egons? Diese wollte nie begreifen, daß sie sich nicht auf das Büchergestell ausklopfen dürfe, daß die Salatschüssel kein Aschenbecher sei. Alles benützte sie als solchen. Und immer ließ sie Asche unversehens aus ihrem hohlen, ausgebrannten Kopfe fallen. Jedem Zimmer sah man es an, wenn die Pfeife dagewesen, dem ganzen Treppenhaus, wenn sie außerhalb des Hauses gegangen war. Ihre Spuren fanden sich selbst in den Schränken; denn es gab keinen Winkel in der Wohnung, in dem sie nicht herumschnüffelte und in dem sie nicht, wie die Krähen auf ihrem Einfallbaum, ihre Visitenkarte abgab. Am schrecklichsten behandelte sie die Kleider ihres Herrn, der sie doch so liebte, daß er die rechte Mundecke ihrem klobigen Stil angepaßt hatte und ihr zuliebe seine Schneidezähne ruinierte. Ihm beschmutzte sie mit Behagen jeden Rock, jede Weste, jede Hose, jede Hemdbrust. Seine dunklen Kleider sahen immer scheckig aus. Frau Anna bürstete sich darum an ihnen die Hände beinahe, das Herz aber gänzlich wund. Namentlich, wenn Egon ein neues Kleid trug, fiel die Pfeife mit teuflischer Freude darüber her und ruhte nicht, bis ihr Herr wie ein in den Mehltrog gefallener Kaminfeger aussah. Schlug dann Frau Anna bei der Heimkehr des Mannes die Hände entsetzt zusammen, so bebte die Pfeife heimlich vor Vergnügen; denn sie haßte diese Frau, die ihr nach der Freiheit trachtete, glühend und brennend.

Ein solches Geschöpf war diese Pfeife! Sie war Frau Annas Sargnagel, der Wurm, der ihr jede Freude tötete, das Unkraut, das sich in ihrem Garten wie Schnürgras über alles ausbreitete. Es war nicht aufzukommen gegen sie. Und jetzt war die Hausfrau des Kampfes müde. Sie war durch und durch verwundet!

Die Pfeife merkte es und bereitete sich auf einen letzten Streich vor, der der lästigen Feindin den Garaus machen, sie flügellahm schlagen sollte. Und sie schmiedete in ihrem Kopfe heiße, glühende Rachepläne.

Sie konnte das, sie wußte sich unter dem Schutze ihres Herrn. Egon verteidigte seine Pfeife immer, wenn Anna dieselbe anklagte. Er sagte zur Frau, sie übertreibe, sie solle nicht so pedantisch und putzwütig sein, sie falle ja über jedes Aschenstäublein her und werde vor lauter Putzwut ganz nervös. Frau Anna bekam nie Recht bei ihrem Manne. Zuletzt flüsterte ihr deshalb die innere Stimme zu, er liebe seine Pfeife mehr als seine Frau. So trieb die Pfeife einen Keil zwischen die Gatten. Oh, in einem Pfeifenkopf kann man sein ganzes Glück verbrennen.

Egon hatte Gemüt. Das wußte die Pfeife und ließ es deshalb auf viel ankommen. Als Frau Anna des aufreibenden Kampfes müde war, sah sie ein, daß irgend etwas Gründliches geschehen müsse. Beide, die Pfeife und sie zusammen, hatten nicht mehr Raum in der Wohnung. Die Frau wußte nicht klar, was zu tun sei. Sie ließ sich treiben. Auch sie hatte Gemüt und wollte trotz allem dem Manne nichts Ungerechtes antun. Aber dumpf, wie das Blut selbst, kreiste in ihr die Idee von der Notwendigkeit einer Katastrophe, die brechen sollte, was nicht zu biegen war, und alles mit einem Schlage ändern.

Einmal warf sie ihrem Manne verzweifelt und nur halb bewußt das Wort hin, wenn es nicht anders werde, laufe sie davon. Er sah sie groß an und sagte ernst: wie ein vernünftiger Mensch wegen ein wenig Pfeifenasche so reden könne? Sie begriff das Sinnvolle der Frage und schwieg wieder. Später, durch die Pfeife neu erbittert, warf sie wiederum dasselbe Wort hin. Egon gewöhnte sich an die Drohung und machte sich zuletzt nichts mehr daraus. Was man hundertmal sage, tue man nicht, philosophierte er lachend. Bei seiner Frau war es anders. Das Wort setzte sich fest in ihr, hallte

sich in ihr gleichsam zu einer Form an, wie der Kristall in der Erde. Endlich, als die Tyrannei der Pfeife festgegründet schien, erkannte Frau Anna, daß nur Flucht sie davor retten könne. Aber sie hatte den Mut nicht. Wie es anfangen?

Da gab ihr die Pfeife den Anstoß dazu...

Es war um Ende Oktober. Kalte Tage traten ein. Egon trug eines Sonntags eine neue Winterkleidung. Sie war aus bestem Stoff und hatte viel gekostet. Um die gleiche Zeit errang die Pfeife eine neue Bedeutung: sie diente ihrem Herrn als Nasenwärmer und hielt mit Rauchwolken die Kälte von seinem Gesicht fern, hüllte nun dasselbe so in ihren Qualm ein, daß Egons Kopf einer dampfenden Suppenschüssel glich. Nun erkannte die Pfeife ihren Vollwert.

Und an dem Sonntag, an dem Egon seine neue Kleidung trug, führte sie ihren Racheplan aus...

Am Vormittage des folgenden Montags stieß Frau Anna einen Höllenschrei aus. Mit entsetzten Augen starrte sie auf Egons neuen Kittel, den sie eben in die Hand genommen hatte, um ihn zu reinigen. Sie schloß die Augen einigemale auf und zu, bis eine Täuschung ausgeschlossen war. Durch die rechte Außentasche des neuen Kittels war ein Loch gebrannt. Und aus dem Loch grinste der Pfeifenkopf, als wollte er sagen: was meinst jetzt, wer ist stärker von uns?

Tieferschrocken schleuderte Frau Anna das Kleidungsstück auf das Sofa. Das Blut schoß ihr in Herz und Kopf. Da war ihr, als zerteile sich ein Vorhang und sie sähe die Zukunft vor sich! Einen hellen Augenblick lang sah sie das Kommende! Sie sah sich selbst als frühgealterte Frau mit grauem Haar und freudlosem Gesicht. Sie kniete auf dem Stubenboden und rieb eine Stelle sauber, die ihr die Pfeife schon zahllosemale beschmutzt hatte. Sie brachte die Stelle nicht mehr sauber. Und sie war verurteilt, täglich an dieser Stelle niederzuknien und sich an ihr müde zu reiben. Es war die Strafe, von der Pfeife, dem kleinen Tyrannen des Hauses, ihr auferlegt, weil sie sich gegen ihn verschworen hatte. Sie war verdammt, bis an das Ende diese Stelle zu säubern und es nicht vollbringen zu können.

Das Bild verschwand wieder. War es eine Vision gewesen?

Ein Grauen erfaßte die geplagte Frau. „Ich will mein Leben nicht so zubringen! Ich bin nicht nur dazu da, mit dem Putzlumpen in der Hand alt zu werden! Ich will nicht dazu verdammt sein! Ich gehe! Es ist genug, genug!"

Ihr Blick fiel wieder auf das Kleidungsstück. Da sank es wie Schwindel über sie und wie Traurigkeit. Müde und wimmernd ließ sie sich treiben von der gewaltig in ihr tobenden Empörung. Was sie nun tat, tat sie nur halbbewußt. Sie war befangen von der Aufgewühltheit, die sie fortwirbelte, wie der Wind ein Blatt. Sie war sich über nichts ganz klar. Nur ein Gefühl beherrschte sie: fort, es ist genug, genug!

Mit bebender Hast kleidete sie sich um und packte sich Kleider in den Japanreisekorb. Für Egon legte sie einen Zettel auf den Tisch. Sie wies mit wenig Worten auf das Geschehene und sagte, sie sei es müde, das ganze Jahr mit Besen und Lappen hinter der Pfeife herzusein. So habe sie an nichts mehr Freude. Sie halte es keine Stunde länger aus und gehe nun zur Schwester, um sich vorerst einmal von allem angesammelten Zorn und Schmerz zu erholen.

Aus viel Empörung und Weh und einem kleinen Restchen nicht fortgewirbelter Besonnenheit war das Brieflein gemischt. „Oh diese Pfeife," endete es.

Frau Anna flüchtete aus der Stube. Ihr letzter Blick fiel auf das Loch, aus der die Pfeife guckte. War es nicht eine Fratze mit fletschendem Gebiß? Die Stubentüre fiel zu. Der Raum zitterte. Oder kicherte die Pfeife schadenfroh? — —

Als Egon Mittags heimkam und keine Frau und kein Essen, sondern nur den Kittel mit dem Loch und den Zettel vorfand, versank er in ein Erstaunen. Da aber der Magen hungrig war, kippte das Staunen in Zorn um. Er ward wütend, weil kein Essen bereit stand, weil auf einmal alles aus seinem Geleise gerutscht war. Grollend warf er den Kittel in eine andere Ecke.

„Wenn jede Frau wegen einem Loche im Kleide des Mannes davonliefe..." Er warf den Kopf zurück. Nun war ihre Drohung doch wahr geworden. Warum hatte er nur darüber gelacht! Aber was für eine Manier! Wegen der Pfeife und einem Loch fortzulaufen! Himmeldonnerwetternocheinmal! Da mußte man einschreiten, den Mann stellen, ihr den Kopf zurechtsetzen und den Standpunkt klar machen.

Das ging nicht anders. Und Egon redete sich in eine ganz vernagelte Trotzköpfigkeit hinein. Er wollte ihr zeigen, wie weit man gehen durfte! Und er fühlte sich bis zum Halszäpflein hinauf geladen mit Männlichkeit.

Vorerst war er hungrig. Er schoß in die Küche. Was kochen? Da waren Eier. Kaffee mit Spiegeleiern getraute er sich zu machen. Während er das Mahl bereitete, wetterte er weiter. „Die kommt wieder, wenn sie bei Verstand ist; keine Angst, Egon." So stachelte er seine Männlichkeit an. Er war zerstreut beim Kochen. Endlich saß er am Tisch. Da merkte er, daß er sich vergriffen, Salz und Pfeffer in den Kaffee, den Zucker aber in das Ei geworfen hatte. Nun brannte er lichterloh! Er ließ das Essen stehen, dafür schrieb er in der Stube an seine Frau einen geharnischten Brief. Er wusch ihr mächtig den Kopf. Es war, wie wenn er Kübel über sie ausschüttete. Nun werde sie wohl merken, was die Stunde geschlagen habe, knurrte er, nachdem der Brief fertig war.

Dann holte er die Pfeife, die ihm heute morgen gefehlt, weil er sie vergessen hatte, stopfte sie prall und zündete sie an.

Den Kopf ganz in Rauchwolken getaucht, verließ er stampfenden Schrittes das Haus, um den Brief zur Post zu bringen und sich dann, den Magen voll Hunger, in miserabelster Stimmung in das Geschäft an das Buchhalterpult zu begeben ...

Egon täuschte sich. Sein Brief prallte an seiner Frau ab wie ein Pfeil an einem Panzer. An Frau Annas Stelle kam ein Brief ihrer Schwester. Diese ergriff das Wort und wusch nun dem Schwager den Kopf. Für was er eine Frau halte? Ob er meine, eine Frau sei für nichts anderes da, als das Leben lang den Schmutz abzuwischen, den der Mann überall zurück lasse? Ob ihm seine Frau nicht gelte was seine Pfeife? Ob eine Frau nichts weiter als ein Haustier sei? Ob er nur geheiratet habe, weil er für seine Unordentlichkeit eine Magd brauchte? Wenn er sähe, wie seine Frau sich jetzt härme! Wie es ihr nicht recht sei, daß alles so gekommen. Die gute Seele schiebe alles nur auf die Pfeife, statt auf ihn, den Mann; denn er sei doch für seine Pfeife verantwortlich. Die Pfeife sei nur totes Holz. Am Schlusse fügte sie bei, sie lasse die Schwester nicht zurück, bis die Sache mit der Pfeife in Ordnung gebracht sei.

Nachdem Egon den mit Logik gewürzten Brief gelesen, kratzte er sich in den Haaren. Er war verblüfft. Die Schwägerin hatte Haar auf den Zähnen. Es war nichts mit dem Männlein, das er gemacht hatte. Da war vor allem Etwas ... Sie wälzte alle Schuld auf ihn! Es fiel ihm auf, daß seine Frau das nie getan. Nicht einmal in den Zeilen, die sie hinterlassen, und die doch so empört klangen. Das stimmte ihn nachdenklich. Wenn er es von allen Seiten besah, stimmte es: seine Pfeife hatte keinen Verstand, er aber schien verpflichtet zu sein, solchen zu haben. Warum hatte Anna die Schuld nie auf ihn geschoben? Und Egon, der langjährige Ehemann, errötete bei dieser Frage, und sein Gemüt verfiel in gemilderte Stimmungen ...

Er beantwortete den Brief der Schwägerin vorsichtig. Sein Antwortschreiben war ein rechter Eiertanz. Bei aller Gemütsdämpfung war er doch noch der Ansicht, der Männlichkeit zuliebe müsse man seine Anschauung Frauen gegenüber behaupten. So schrieb er, die Sache sei entschieden nicht so wichtig, wie sie es auffaßten. In manchen Punkten hätten sie nicht unrecht; die wären im Laufe der Zeit schon auszugleichen. Mit solchem Geplänkel verdeckte Egon seinen Rückzug. Zum Schlusse ermahnte er seine Frau, vernünftig zu sein und zu kommen.

Die Antwort von Egons Schwägerin klang ebenfalls gemildert, doch verbarg sich im Ton eine gesteigerte Unnachgiebigkeit. Sie meinte, man könne der Zukunft in einer Sache nicht trauen, die in der Vergangenheit so versagte. Die Sache müsse jetzt entschieden werden. Eher sei an eine Rückkehr Annas nicht zu denken. Die Entscheidung sei absolut erforderlich. Der Brief war eigentlich ein höfliches Ultimatum.

Egon fragte sich, warum seine Frau nicht selber schreibe. Wollte sie nicht mit ihm streiten? Und der Gewohnheitsehemann, der er war, errötete wiederum, als er bei dieser Frage anlangte ... Er hatte nun schon zwei Briefe an die Frau geschrieben, und jeden hatte die resolute Schwägerin beantwortet. Diese hatte die Sache seiner Frau in die Hand genommen. Wenn er hinreiste? Doch er kannte seine Schwägerin. Eher würde ihm die Haut über die Ohren gezogen, als daß er der beikäme. Es war nichts mit dem Reisen. Was dann? Er wußte es nicht? Die Entwicklung der Sache abwarten? Das schien vorläufig das Beste. Also ... Er beant-

wortete den Brief nicht. Er wartete, bis die Lösung aus den Wolken fiele...

Er wartete bis weit in den November hinein. Auch die zwei Frauen warteten und schwiegen. Alle probierten, wer länger trotzig sein könne.

Das Laub war von den Bäumen gefallen. Der Wald verglühte. Von den Alpen zog der Schneegeruch ins Tiefland. Winter lag in der Luft. Die Doppelfenster sollten eingesetzt werden. Frau Anna war nötig. Aber Frau Anna war nicht da, schrieb nicht und kam nicht. Abends heizte Egon den Ofen selbst, um die Stube zu wärmen. Dann saß er einsam in der Sofaecke und qualmte aus der Pfeife, auf deren Rohr er zuweilen knirschend biß. Oftmals nahm er sich auch die Pfeife aus der Mundecke und betrachtete sie gedankenvoll, — bis er sie mit einem Ruck in den Mund zurückschob und ganze Wolkengebirge in die Stube blies. An solchen Abenden war Egons Gemüt düster und unzufrieden.

Das Leben gefiel Egon nicht mehr. Er war die Selbstkocherei satt. Was konnte er kochen? Immer das Gleiche: heute Kaffee mit Spiegeleiern, morgen Kaffee mit Käse, übermorgen Kaffee mit einer Wurst und übermorgen wieder Kaffee mit Spiegeleiern. Er bekam einen ganzen Kaffeebauch. Er überschwemmte sich mit Kaffee. Als Mann von echter Männlichkeit konnte er doch nicht kochen! Auch von der Pfeife allein lebt kein Mann. Ach, das Leben war fade geworden! Mit Entsetzen bemerkte Egon kürzlich, daß im Schlafzimmerschrank der Vorrat an gewaschenen Hemden und Kragen zu Ende ging. Es kam eine unsaubere Zeit heran. Viele Dinge waren, die ihm den Tag verbitterten. Da war namentlich die Frage, warum seine Frau nie ihm die Schuld gegeben. Jetzt wäre es ihm lieber gewesen, sie hätte ihm zuweilen eine Gardinenpredigt gehalten. Machte er nun nicht eine komische Figur? Jahre lang litt sie unter einer Unart, die die seinige war und hatte ihn nie angeklagt. Er schämte sich auf einmal vor ihr. Das hätte er nie gekonnt! Überhaupt wer außer seiner Frau hätte es gekonnt? Ja, er hatte noch eine Frau! — Es kamen Abende, da sehnte er sich nach seiner Frau, wie er sich nur in der Brautzeit nach ihr gesehnt hatte. Da kaute er dann den Pfeifenstiel fast in Stücke. Aber die Männlichkeit? Gehörte die zum alten Eisen? Sie hielt ihn zurück, wenn er vor Sehnsucht zum Nachgeben bereit war. Und doch: es war nicht mehr zum Aushalten...

Seiner Frau ging es nicht besser. Die Schwester brauchte alle Überzeugungsgründe, um sie zu halten. Bei ihnen ging es um die Weiblichkeit. Anna begann sich Gewissensbisse zu machen. Aus der Ferne sah nun manches besser aus. Sie war oft auf dem Sprunge, zurückzukehren. Wie mochte er es haben? Wie sah es daheim aus? Aß er auch recht? Ach, man durfte nicht daran denken! Doch die Vernunftgründe der Schwester schienen unzerreißbar.

Der November ging zu Ende. Schnee fiel noch keiner. Aber alle Wege waren naß und kotig, die ganze Landschaft zerzaust, verregnet und unfreundlich. Die Ungemütlichkeit hatte den Höhepunkt erreicht.

Es war Abend. Egon stand am Gasherd und wartete auf das Sieden der Milch. Er rauchte. Gedanken durchstürmten ihn. Plötzlich zog die Pfeife nicht mehr. Nach alter Gewohnheit klopfte er sie aus, wo er gerade stand. Und weil seine Gedanken weit fort waren, bei seiner Frau, hielt er die Milchpfanne für einen Aschentopf. Er merkte es zu spät. Da staunte er in die sich sonderbar verfärbende Milch und sah doch nicht, wie sie in diesem Augenblick zischend über den Rand lief.

Da kippte Egons Gemüt über. „Satan," sagte er, drehte den Gashahn zu, rannte in die Stube, riß die Ofentüre auf und warf die Pfeife in das Feuer. Viel hatte es gebraucht. Aber sollte er sich wirklich von dieser Pfeife alles verteufeln lassen? —

Zwei Minuten später rannte er nach dem Telegraphenamt und setzte dort eine Depesche auf: „Komme heim, Pfeife verbrannt." —

Als er zurückkehrend seine Wohnung betrat, stand seine Frau in der Küche und wusch die übergelaufene Milch auf. Von frohem Schreck über das Unerwartete blieb ihm der Mund offen.

„Wo kommst du her?" brachte er endlich heraus.

„Von der Schwester. Und du?"

„Vom Telegraph."

„Hast du mir telegraphiert?"

„Ja, solltest kommen, die Pfeife liege im Ofenfeuer." Frau Anna ließ den Lappen fallen.

„Das hast du mir zuliebe getan? Egon!"

„Ich hielt es nicht mehr aus."

„Ich auch nicht.“ Und sie standen voreinander wie damals, als sie sich vor Jahren zum ersten Male sagten, daß sie sich liebten...

Das Leben kehrte wieder in seine geordnete Bahn zurück. Egon und Frau Anna atmeten auf. Eine große Dunkelheit war gewichen. Sie wandelten wieder im Lichte.

Nur Egon schien von Zeit zu Zeit etwas zu fehlen. Er schien einem verlorenen Glücke nachzuträumen. Frau Anna sah es seinen Augen an und lächelte.

Als Weihnachten kam, lag alles im tiefen, weißen Schnee. In der Stube bei Frau Anna brannte ein Baum. Es war Bescherung.

Frau Anna entschnürte ein Paket und fand in ihm einen dunkelbraunen Pelz. Sie stieß einen Freudenschrei aus.

Auch Egon entschnürte ein Paket. Was enthielt es? Eine Tabakpfeife. Er aber stieß einen Jauchzer aus!

Bei der Pfeife jedoch lag ein Zettel, der folgende Worte enthielt: „Mein lieber Herr! Ich bin eine Pfeife mit einem Deckel, damit mir der Inhalt meines Kopfes nicht unversehens davon fliegt. Ich bin also eine wohlerzogene Pfeife aus gutem Hause. Folglich darf ich nur in der Stube in der Nähe des Rauchtischchens geraucht werden und möglichst nur zu einer Stunde, in der man mich zu würdigen weiß. Wenn man nicht versucht, meinen guten Charakter zu verderben, werde ich dir dienen, wie dir nur eine Pfeife meiner Art dienen kann.“

Egon las den Zettel aufmerksam und schmunzelnd. Und er feierte mit seiner Frau eine stille, liebe Weihnacht, bei der die Wolken aus der neuen Pfeife wie Glücksgeisterchen um den Baum schwebten. — —

Dora Hauth.

Von Helene Ritter.

Schon mehrmals hatte ich die feine Charakteristik in den Bildern Dora Hauths bewundert. Ich erinnere an die „Arbeiterin“, „Müde Frau“ usw. Auch die reiche Phantasie, die sie in ihren Plakaten und in Maskenbildern bekundet, war mir aufgefallen. Aber unaussprechlich reicher, vielseitiger und persönlicher als alle Reproduktionen wirken die Originale. Ein jedes scheint berufen, seinen Besitzer täglich zu erfreuen, ihm die Welt der Schönheit und des Lichtes nahe zu bringen. Und das auf Generationen hinaus, denn ein Kunstwerk stirbt ja nicht mit seinem Besitzer. Immer wieder strahlt es Sonne und Freude auf seine Umgebung aus.

Flächig und klar, wie bei den Klassikern des Cinquecento sind die Bildformen ausgearbeitet und geben uns den Eindruck der Ruhe und Vollendung. Meist bevorzugt die Künstlerin lebendige Nähe und geschlossene Form, die den Eindruck absoluter Ruhe, innerer Notwendigkeit erweckt.

Auf einer Staffelei fesselt uns das feine, durchgeistigte Greisenantlitz der — vielen durch ihre „Lebenserinnerungen“ bekannten — Generalin Kraigler-Porges, mit seelenvollen Augen, feingeschnittenem Munde, zarter Gesichtsfarbe und schönem weißem Haar. Das schwarze, faltige Gewand hebt noch die schlichte Vornehmheit der alten Frau. Das ist ein Mensch, mit dem man leben möchte, dessen Güte auch über widriges Geschick verklärende Lichtstrahlen wirft. Eine Überwinderin, die durch Schmerz und Freude zu innerer Klarheit reifte. Sie wurde der Künstlerin eine edle, hingebende Freundin, deren Wesensart sich so tief in ihr Inneres eingrub, daß sie ohne spezielle Vorstudien, in unglaublich kurzer Zeit, das herrliche Bild der Greisin malen konnte. Liebe und Verehrung führten ihr die Hand: jeder Pinselstrich gibt fest und sicher das Geschaute wieder.

Ganz anderer Art ist das Porträt einer Dame, wo die Farbenstimmung grün in grün gehalten ist. Von blaugraugrünem Brokatgrund hebt sich das glänzend helle Seidenkleid in feiner Vornehmheit ab, ebenso der dunkelhaarige, intelligente Kopf mit der zart-frischen Gesichtsfarbe. Kein anderer Farbenzusammenklang hätte wie dieser das Grelle, Lärmende, Bunte vermieden, das dem leuchtenden Kleide leicht hätte anhaften können. Jeder gewollte Effekt ist vermieden. Kein Haschen nach Originalität drängt sich auf und doch — ist nicht jedes verständnisvolle Eingehen in Wesen und Charakter des Menschen, in die Farbensymphonie der Natur, in geistiges und organisches Leben wahrhaft eigenartig und fesselnd, für alle Zeiten anziehend, gerade weil es über dem herrschenden Zeitgeiste und der wechselnden